

The book cover features a soft pink background with stylized white clouds. At the top, a large black tree branch with colorful autumn leaves (red, orange, yellow, green) extends across the frame. A large white full moon is partially obscured by the branches. In the center, the author's name 'Ellen Meister' is written in a pink, serif font. Below it, the title 'Das Leben, das du wählst' is written in a large, black, cursive script. The bottom half of the cover shows a silhouette of a woman in a black dress standing on a green hill, holding a small bouquet of flowers. To her left is a black street lamp. To her right is a wooden park bench with a green cat sitting on it. A tree with green leaves stands behind the bench. The publisher's name 'Weltbild' is at the bottom center.

Ellen Meister

Das
Leben,
das du
wählst

Weltbild

Eine Tür in ein anderes Leben

Quinn Braverman ist glücklich mit Lewis verheiratet, liebt ihren sechsjährigen Sohn und erwartet ihr zweites Kind, als eine grausame Diagnose ihr Leben auf den Kopf stellt. Die Ärzte befürchten, dass ihre kleine Tochter schwerstbehindert zur Welt kommen wird. Quinn steht vor der Entscheidung, das Baby zu behalten oder aufzugeben.

Doch die junge Frau hat Erfahrung mit schweren Entscheidungen. Und sie weiß, es gibt eine Tür, die ihr den Weg zurück erlaubt. Zurück in ihr glamouröses Leben vor ihrer Entscheidung für Lewis – und vor dem Selbstmord ihrer Mutter. Die erste Reise auf die andere Seite ist wie eine Befreiung. Doch der Weg zurück wird jedes Mal schwieriger ...

Ellen Meister

Das Leben, das du wählst

Roman

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *The Other Life* bei Putnam Adult, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Published by Arrangement with Ellen Meister

Dieses Werk wurde im Auftrag von Jane Rotrosen Agency LLC vermittelt durch die Literarische Agentur Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Sabine Schilasky

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Bettina Spangler, München

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto; Thinkstockphoto; Maria Seidel

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN: 978-3-95569-589-7

Für Max, Ethan und Emma

Danksagung

Dieses Buch wäre ohne den Rat, die Ermutigung und die Unterstützung dreier überaus talentierter Autorinnen überhaupt nicht denkbar gewesen: Myfanwy Collins, Susan Henderson und Saralee Rosenberg. Wieder und wieder musste ich diese drei Frauen um Hilfe bitten, und immer schenkten sie mir ihre Zeit und ihr Wissen, auf dass mir ein Licht aufginge. Ich danke euch!

Zusätzliche Erhellung kam mir von den medizinischen Fachleuten und anderen Experten zugute, die geduldig all die Begriffe für mich entwirrten und sogar kreativen Beistand leisteten. Im Besonderen möchte ich Dr. Robert W. Marion danken, der mir so viele Antworten zum schwierigen Thema »Enzephalozele« gab. Zu denen, die mir gleichfalls ihr enormes Fachwissen zur Verfügung stellten, zählen Dr. Robin Cohen, Dr. David Cruvant, Alicia Gifford, Dr. Charles Goldberg, Michael Kitay, Melissa Michaels Meister, Roch Preite, Dr. Eric Shultheis und Mindy Silverman.

Ich schätze mich überaus glücklich, Freunde in der schreibenden Zunft zu haben, sowohl im Internet als auch (wow!) persönlich, die mir mit Rat und Tat zur Seite standen. Und hier möchte ich besonders hervorheben: Mary Akers, Terri Brown-Davidson, Don Capone, Louis Catron, Ramon Collins, Ron Currie jr., Katrina Denza, Susan DiPlacido, Kathy Fish, Kelly Flanigan, Karin Gillespie, Bonnie Glover, Ceci Grant, Andrew Gross, Carol Hoenig, Debbi Honorof, Tony Iovino, Brenda Janowitz, Elinor Lipman, Lisa McMann, Pam Mosher, Michael Palmer, Ellen Parker, Patricia Parkinson, Jorda Rosenfeld, Robin Slick, Maryanne Stahl, Vivian Swift, Amy Wallen und Liz Willard.

Mein aufrichtiger Dank gilt meinen Agenten, Andrea Cirillo und Annelise Robey, weil sie mit solcher Begeisterung auf die drastische Kehrtwende reagierten, die ich mit diesem Roman vollzog. Ich schätze mich glücklich, euch hinter mir zu wissen. Das ganze Jane-Rotosen-Team – einschließlich Don Cleary, Peggy Gordijn, Christina Hogrebe, Lindsay Klemas, Mike McCormack, Meg Ruley und die anderen – verdient ein großes Lob. Gleiches gilt für Joel Gotler ... ich bin so froh, dass du mit von der Partie bist.

Ein galaktisches Dankeschön an das Kontrollzentrum, alias Rachel Kahan, meine Superverlegerin, die Leser ebenso gut versteht wie Autoren. Ohne ihren Witz, ihre Weisheit und ihren klugen Rat wäre ich verloren.

Lauren Kaplan und dem Rest der bewundernswerten Putnam-Gang (deren Namen ich mir hoffentlich gemerkt habe, bis ihr das hier lest): Danke, dass ihr Berge versetzt habt!

Meinen Eltern, Marilyn und Gerard Meister: Danke, dass ihr mir zutrautet, auf dem Wasser zu wandeln, während ich mich abstrampelte, nicht unterzugehen. Danke meinem Schlaumeiertrio, das es mit einer Mom aushält, die manchmal auch einen Spagat zwischen zwei Leben übt. Und zu guter Letzt Dank an meinen Mann Mike, der meine Stimmungswechsel rund um die Uhr erträgt und es trotzdem schafft, mich zu lieben. Sei mir geküsst und gedrückt!

Prolog

1973

An dem Tag, an dem Nan Gilbert beschloss, sich das Leben zu nehmen, wurde sie am frühen Nachmittag vom Radio aus dem Nachbargarten geweckt. Das Lied, das gerade lief, kannte sie nicht, sehr wohl aber die Stimme. Das war Paul Simon, der ohne Garfunkel sang. Und obwohl »Kodachrome« ein wehmütiges Lied über die farbenfrohen Tage der Jugend war, kam es Nan wunderbar vor, dass überhaupt noch Leute die Welt als Licht empfanden.

Ihr Leben war farblos. Depressionen hatte sie auch früher schon erlebt, weiß Gott, doch nie war die Finsternis so vollkommen gewesen. Als hätte die Schwangerschaft alles verdunkelt. Sich aufsetzen, von dem Wasser neben ihrem Bett trinken, aufstehen – alles, was sie tat, tat sie eingehüllt in absolute Dunkelheit. Nirgends drang auch nur das kleinste bisschen Licht ein, und die Konzentration, die erforderlich war, um eine Aufgabe von Anfang bis Ende durchzuhalten, erschöpfte sie.

Sie stand in ihrem Schlafzimmer und versuchte, sich zu erinnern, was sie tun wollte. Da war etwas ... etwas.

Nan schloss die Augen, sperrte sämtliche Ablenkungen aus und sah es silbern aufblitzen. Das war es, ihr Schablonenmesser. Sie malte es sich aus: den Chromzylinder mit der dreieckigen Einwegklinge. Das Messer steckte in einer Dose in dem Zimmer nach hinten raus, zusammen mit ihren Pinseln. Dorthin ging sie.

In dem Sessel am Fenster sitzend, hielt sie das Ding vor sich und betrachtete ihr Spiegelbild in dem schmalen Werkzeug. Es reflektierte jeweils nur einen Streifen von ihrem Gesicht. Ihre Augen. Ihren Nasenrücken. Ihre Nasenlöcher. Ihre Lippen. Teilstücke der Frau, die sie einmal gewesen war. Sie dachte bereits wie jemand von der anderen Seite.

Dafür ins Bad zu gehen war sinnlos. Sie würde so oder so eine Schweinerei anrichten. Ließ sie sich auf den weichen Sesselpolstern ausbluten, könnte er einfach den ganzen Sessel wegwerfen, und von ihr wäre nichts mehr da.

Die Haut an ihrem Handgelenk wirkte grau im Sonnenlicht, aber die diagonalen blauen Linien waren klar wie die einer Straßenkarte, leiteten sie weg von hier. Sie stach die Klingenspitze hinein und erschauerte ob des scharfen Schmerzes. Das Gefühl war von einer Präzision, die an Wonne grenzte. Sie zog das Messer nach unten, öffnete ihre Ader mit verblüffender Leichtigkeit. Nan spreizte die Knie, damit sie ihre Hand auf das Polster legen konnte und ihr Blut in den saug fähigen Schichten versickerte.

Es dauerte nicht lange, bis ihre Zehen und Finger kalt wurden. Das ist gut, dachte sie. Bald würde sie einschlafen, und das wäre es. Das Baby regte sich in ihrem Bauch. Zuerst war es ein kleines Treten, dann eine deutlichere Wellenbewegung, als es sich vollständig drehte.

»Schhh«, machte sie und legte die unversehrte Hand auf ihren Bauch. »Du wirst nicht allein sein.«

Nan schloss die Augen, und wieder drehte sich das Baby. Es war eine stärkere Bewegung, als Nan sie jemals zuvor gefühlt hatte. »Bitte, wehr dich nicht«, sagte sie, oder vielleicht dachte sie es auch bloß. Sie konnte nicht mehr zwischen Denken und Sprechen unterscheiden, denn sie glitt davon und empfand einen starken Druck, als das Baby nach unten drängte. Ich entbinde, dachte sie, hier und jetzt.

»Pressen, Nan!«, sagte jemand. »Pressen!«

Sie öffnete die Augen und starrte auf eine grelle, rechteckige Lampe. Dahinter konnte sie die Umrisse ihres Mannes erkennen. Ihre Beine waren in Haltebügel geschnallt.

Schloss sie die Augen, saß sie sterbend im Sessel. Öffnete Nan sie, war sie im Kreißsaal und gebar in wunderschönem Technicolor. Für Nan kollidierten die beiden Realitäten nicht. Die Entscheidung zu leben und die zu sterben spielten sich schlicht parallel ab. Sein oder nicht sein. Die Wahl lag tatsächlich ganz bei ihr.

Wieder schloss sie die Augen und trieb in die Dunkelheit, von der sie sich ganz verschlingen ließ. Irgendwo schrillte ein Telefon. Sie öffnete die Augen, und der Kreißsaal war fort. Sie saß in dem Sessel am Fenster. Blut sammelte sich zwischen ihren Beinen. Das Baby rührte sich nicht mehr. Nan griff mit der rechten Hand nach dem Hörer.

»Ich brauche Hilfe«, sagte sie.

Heute

Quinn Braverman hatte zwei Geheimnisse vor ihrem Ehemann. Eines war der wahre Grund, aus dem sie ihn anstelle von Eugene gewählt hatte, ihrem neurotischen, selbstverachtenden, halb prominenten Exfreund, nämlich dass sie ihrer Mutter nicht recht geben wollte. Sie konnte eine Beziehung mit einem normalen, mental stabilen Mann führen.

Das andere Geheimnis war, dass für Quinn jenes andere Leben existierte, in dem sie andere Entscheidungen getroffen hatte. Beide Leben verliefen parallel wie zwei Highways zu beiden Seiten eines Bergs. Dort, auf der anderen Seite, raste die Quinn, die bei Eugene geblieben war, durch ihr hochdramatisches, emotional forderndes, kinderloses Städterleben. Hier lebte die Quinn, die Lewis heiratete, in einem Vorort auf Long Island wohnte, einen Volvo fuhr und mit ihrem zweiten Kind schwanger war.

Aber das wirklich Wichtige an dem Geheimnis – der Teil, der ihr gleichermaßen Angst und ein Kribbeln bereitete – war, dass es möglich war, von einem Leben ins andere zu wechseln. Es gab Durchlässe, Portale zwischen beiden.

Manchmal entdeckte Quinn sie zufällig. Etwa letzten Monat im Supermarkt, als sie ihre Hand tief in einen Behälter mit Brechbohnen getaucht hatte, um die frischen Exemplare von ganz unten zu erwischen. Da sah sie Isaac, ihren Sechsjährigen, der die Cornflakes in einem anderen Einkaufswagen beäugte, und sie erkannte an seinem Gesichtsausdruck, dass er überlegte, sich den Karton zu schnappen. Dann blickte er zu ihr – seinem Gewissen –, und sie schüttelte stumm den Kopf.

»Wieso nicht?«, jammerte er.

»Weil wir nichts nehmen, was uns nicht gehört.«

Das zu lernen war wichtig, weshalb sie in diesem Punkt streng sein wollte, aber als Isaac die Arme vorm Oberkörper verschränkte und einen Flunsch zog, musste Quinn lachen. Sein kindlicher Trotz war von einer solchen Unverfälschtheit, dass sie dahinschmolz. Wenn Erwachsene sich so benahmen, war es bloß abstoßend, obwohl Quinn es Eugene, ihrem Ex, stets nachgesehen hatte. Seine Bedürftigkeit hatte ihre zarte Seite angesprochen. Er war ängstlich, schwierig und so oft am Boden zerstört gewesen, dass es praktisch ein Fulltime-Job war, ihn zu trösten. Aber das lag Quinn natürlich. Sie war eine Frau, die sich gern kümmerte. All die Jahre, in denen sie mit den Launen ihrer Mutter hatte umgehen müssen, hatten ihre Psyche geprägt; deshalb wandte sich Quinn den Bedürftigen zu wie eine Pflanze dem Licht.

Daran dachte sie, als sie in den Brechbohnen wühlte. Der Wunsch, gebraucht zu werden, hatte einen nahen Verwandten in der Schuld, und die wiederum war Quinns ständiger Begleiter. Ihr Gewissen nagte immerzu an ihr. Tat sie genug für Isaac? Für Lewis? Hatte sie genug für Eugene getan oder sein Leben ruiniert, als sie ihn verließ?

Während sie diesen Gedanken wälzte, schien sie das rohe Gemüse unter ihren Fingerspitzen plötzlich abzuweisen wie ein Magnet sein Gegenstück. In dem Moment wurde ihr bewusst, dass sie den Rand der anderen Seite berührte, und sollte sie die Brechbohnen weiterbewegen, würde sie unten in dem Behälter einen Riss finden, eine Öffnung in ihrem Universum, die sich in solchen Augenblicken auftat, wo die Entscheidungen, die sie traf, um ihr Schicksal zu ändern, mit denen kollidierten, die sie nicht getroffen hatte. Quinn wackelte mit den Fingern und dachte an das Leben, auf das sie verzichtet hatte. Wenn sie wollte, könnte sie Isaac mitten in der Gemüseabteilung des Supermarkts stehen lassen und durch den Notausgang woandershin entschwinden, in ein völlig anderes Leben.

Sie wusste auch, dass es ein Portal im Keller ihres Hauses gab, hinter dem uralten eingebauten Bügelbrett. Das öffnete sie nie, sah es nicht einmal gern. Aber von Zeit zu Zeit ging sie hinunter, sah zu der Grundmauer und wusste Bescheid.

Über Monate hatten sie nach einem Haus gesucht, und dieses hundert Jahre alte Gebäude im Kolonialstil am North Shore hatte fast alles geboten, was sie sich gewünscht hatten. Als der Makler außer Hörweite war und Lewis ihr zuflüsterte, dass es sich wie ein Zuhause anfühlte, war Quinn erschrocken. Er hatte recht, ohne Frage, aber war es klug, in einem Haus zu wohnen, aus dem man so leicht fliehen konnte? Würde sie womöglich eines Nachts aufwachen, nach einem dämlichen Streit darüber, wer auf welcher Seite der Auffahrt parken durfte, und der Versuchung nachgeben, ihm zu entweichen?

Nein, sie glaubte nicht, dass sie es täte. Aber die Möglichkeit allein reichte, dass sie Lewis lieber nichts von diesem oder anderen Portalen in ihrem Leben erzählte. Dann würde er gewiss von ihr verlangen, zu schwören, dass sie sich niemals von ihm würde fortlocken lassen, und das Versprechen konnte Quinn ihm nicht geben.

Zu Beginn ihrer Beziehung war sie bisweilen versucht gewesen, ihm von diesem anderen Leben zu erzählen, von dem sie wusste, dass es existierte, das sie jedoch niemals aufzusuchen wagte. Aber sie fragte sich des Öfteren, wie es ihr wohl ginge, würde Lewis von einem Notausgang in seinem Leben erzählen, und allein bei dem Gedanken schüttelte es sie vor Angst. Quinn hatte ihre gesamte Kindheit damit verbracht, mit den unvorhersehbaren Tauchgängen ihrer Mutter in die Depression umgehen zu lernen, doch sie hatte es geschafft, sich ein Erwachsenenleben einzurichten, das frei von derlei Sorgen war. Sie konnte Lewis einfach nicht mit solch entsetzlichen Qualen belasten.

Am Ende wob sich das Geheimnis so tief in ihre Beziehung ein, dass es leichter wurde, es zu ignorieren, als daran zu denken; und Quinn wusste, dass es ihr bestimmt war, ihren Ehemann für immer vor dieser gefährlichen Wahrheit zu beschützen.

Also willigte sie ein, in dem Haus zu leben, trotz der Fluchtöffnung. Und in den vier Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte sie nicht ein Mal das antike Bügelbrett aufgeklappt, um sich anzusehen, was sie dahinter zu spüren glaubte. Heute aber saß Quinn auf der Bettkante, als Lewis schlief, dachte an das, was sie bei ihrem Arztbesuch erfahren hatte, und überlegte, in den Keller zu schleichen und durch die Luke zu fliehen.

Es war der Tag ihrer Fruchtwasseruntersuchung. Lewis hatte sich freigenommen, um mit ihr zum Test zu fahren. Am Morgen hatte Isaac vor seiner Schale Cornflakes gegessen, seinen Finger in die Milch getunkt und damit auf dem Tisch gemalt.

»Was machst du da?«, hatte Quinn ihn gefragt, wobei sie schon Küchenrolle vom Spender riss.

»Hühner«, antwortete Isaac. »Siehst du?«

Quinn hatte sich zu dem gebeugt, was ihr Sohn malte. Die Milchlinien liefen ineinander, verwandelten seine Zeichnung in eine formlose Pfütze. »Ist das ein Schnabel?«, fragte sie.

Er nickte. »Und das sind die Hände.«

Sie unterdrückte ein Kichern. »Deine Hühner haben Hände?«

»Wie sollen sie denn sonst Uhren tragen?«, sagte Lewis, der in die Küche kam. Er küsste Quinn auf den Mund. »Wie geht es dir?«

»So weit, so gut.«

Sie sprachen von ihrer Morgenübelkeit. Quinn beklagte sich ungern, auch wenn diese Brechanfälle die Hölle waren. Und zu Beginn der Schwangerschaft konnte sie selbst der dezenteste Geruch würgend ins Bad treiben. Jetzt, in der dreizehnten Woche, war sie am Anfang ihres zweiten Drittels und hatte mehr gute als schlechte Tage.

»Spätzchen«, sagte sie zu ihrem Sohn, »wenn du nächstes Mal malen willst, hol dir Stifte und Papier. Der Tisch ist zum Essen da.«

»Wir dürfen den Tisch essen?«, fragte Lewis, der mit der Faust auf die harte Platte klopfte. »Kein Wunder, dass Isaac keine Schneidezähne mehr hat.« Er zwinkerte seinem Sohn zu, der lachte, wobei ihm eine Löffelladung Cheerios aus dem Mund purzelte.

»Schon klar«, sagte er zu Quinn, während er sich eine Serviette griff.

Sie hielt inne. Dies war die Art häuslicher Moment, die ihr gewöhnlich ein »Geh und lass mich das machen« entlockte, aber nicht heute. Sie war angespannt und spät dran. Daher nickte sie nur und ging nach oben, um sich anzuziehen.

Quinn probierte drei verschiedene Oberteile an und wurde von Mal zu Mal mürrischer. Keines war weit genug, um ihre sich ausdehnende Figur zu verstecken, und sie war noch nicht für Umstandskleidung bereit. Sie ermahnte sich, objektiver zu sein, und betrachtete ihr Spiegelbild. Ihr glattes dunkles Haar hatte den Glanz der Schwangerschaft, was ihr gefiel. Und das marineblaue Top schmeichelte ihrem hellen Teint. Aber würde irgendwem der Fettfleck in der Mitte vorn auffallen?

Ihr fiel die Bluse ein, die auf dem Wäscheständer im Keller hing und darauf wartete, gebügelt zu werden. Nicht heute, nicht wenn sie sich so zittrig fühlte. Normalerweise konnte sie problemlos an dem alten Bügelbrett vorbeimarschieren. Aber an Paniktagen wie diesem hasste sie es, daran erinnert zu werden, wie leicht sie entkommen könnte.

Quinn war sechsunddreißig, alt genug, dass eine Fruchtwasseruntersuchung zum Pflichtprogramm gehörte. Aber sie hatte sie auch schon vor sieben Jahren vornehmen lassen, als sie mit Isaac schwanger war, denn ihre Frauenärztin war der vorsichtige Typ und meinte, dass Schwangere alle Vorteile der verfügbaren medizinischen Tests

ausschöpfen sollten. Folglich wusste sie, was sie erwartete. Sie würde in einem kleinen, verdunkelten Raum sitzen, und der Bildschirm mit dem Foto ihres Babys würde so geneigt sein, dass sie bestimmte Umrisse erahnen konnte, während eine Röntgenassistentin einzelne Ansichten einfrore und Maße nahm. Nachdem das erledigt war, würde Sally Bernard, ihre Frauenärztin, hereinkommen, um die Fruchtwasserpunktion vorzunehmen. Dr. Bernard benutzte den Bildschirm als Wegweiser, wenn sie ihre lange Nadel einstach, um eine Fruchtwasserprobe zu nehmen, ohne das Baby zu verletzen. Genau das machte Quinn Angst. Was, wenn die Ärztin abgelenkt war? Was, wenn sie für einen Moment vergaß, dass das Baby ein echtes, fragiles menschliches Wesen war, und unvorsichtig wurde?

Hormoneller Wahnsinn, sagte Quinn sich, atmete tief ein und sehr langsam wieder aus. Ihr Körper hatte mal wieder auf Gluckenraserei geschaltet.

Quinn ging in die Küche zurück, wo Lewis am Tisch saß und frühstückte. Isaac saß neben ihm und malte – auf Papier – mit einem blauen Stift. Bevor Isaac in die Vorschule kam, hatte Quinn gar nicht bemerkt, dass ihr Sohn ungewöhnlich talentiert war. Seine Lehrer wollten dauernd wissen, woher das kam, und Quinn erklärte ihnen, dass ihre Mutter Künstlerin gewesen sei. Was sie aber nicht erwähnte, war, dass sie hoffte, er hätte nur dieses Talent von ihr geerbt. Quinns Mutter war manisch depressiv gewesen und wurde letztlich nach der Heirat von Quinn und Lewis so niedergeschlagen, dass sie sich umbrachte, indem sie ihre Medikamente überdosierte. Wie die Narbe an ihrem Handgelenk bewiesen hatte, war es nicht ihr erster Selbstmordversuch gewesen – nur der glücklichste.

Lewis sah von seiner Zeitung auf. »Soll ich ihm sein Mittagessen machen?«

»Nein, hab ich schon«, sagte sie.

Er las weiter. »Dir ist klar, dass du da einen Fleck hast, oder?«

Quinn blickte hinunter auf ihr Top, und ihr wurde bewusst, dass es blödsinnig war, zu hoffen, dass irgendwer diesen dicken Fettfleck mitten auf ihrer Brust übersehen könnte. Sie lief nach unten in den Keller und redete sich ein, dass dies alles vollkommen alltäglich war. Quinn hatte vor langer Zeit beschlossen, dass ihr Geheimnis nur dann zu wahren war, wenn sie sich in keiner Sekunde etwas anmerken ließ. Nur auf die Weise konnte sie leben wie alle anderen.

Waschmaschine und Trockner waren in einer kleinen quadratischen Nische untergebracht, die Quinn und Lewis hinten in der Kellerecke eingebaut hatten. Die beiden Wände, die zum Fundament gehörten, waren aus Beton, die anderen beiden aus Trockenbausteinen. Lewis hatte den ganzen Verschlag in Pfirsichgelb gestrichen, wobei er das dunkle Holz des Bügelbretts unberührt ließ. Er hatte Quinn angeboten, die Angeln des Bretts zu ölen, damit sie es benutzen konnte, aber sie hatte sich eine Ausrede einfallen lassen, ihm erzählt, dass es zu sehr in die Ecke gedrängt sei, um praktisch zu sein, und dass sie es lieber als historisches Artefakt erhalten wolle.

Also klappte sie das gewöhnliche, frei stehende Bügelbrett aus und legte ihre dunkelviolette Bluse darauf. Während sie mit dem heißen Bügeleisen über die Säume

glitt, die Spitze um die Knopflöcher führte, den Rücken an die Wand gelehnt, fühlte sie die Öffnung in den Grundmauern wie eine fremdartige Präsenz. Es war, als würde ihr anderes Leben – das, in dem all ihre Energie damit verbraucht wurde, dass sie Eugene bei Laune hielt – nur wenige Zentimeter von ihr entfernt surren. Nur ein paar lächerliche, lockende Zentimeter.

Sie bügelte die Bluse, zog sie sich über und ließ das fleckige Top in die leere Waschmaschine fallen. Quinn legte eine Hand auf ihren bereits etwas rundlichen Bauch. Der Gedanke, dass Lewis und sie in wenigen Stunden ihr Baby auf dem Ultraschall würden sehen können, ein körniges Bild in diversen Grauschattierungen, war aufregend. Ein kleiner Bruder oder eine kleine Schwester für Isaac. Sie stellte sich ein Neugeborenes vor, in weiche Baumwolle gehüllt, und ihre Brüste kribbelten. Komisch, wie selbstverständlich ihr Körper dieser Tage reagierte.

Später, als sie in dem kleinen, abgedunkelten Raum in der Radiologie des Krankenhauses lag, wo die Fruchtwasserpunktion durchgeführt werden sollte, und ihr die Röntgenassistentin vorgewärmtes Gel auf den Bauch rieb, griff Quinn nach Lewis' Hand.

Die Röntgenassistentin, eine kleine Frau mit karibischem Akzent, die sich als Jeanette vorgestellt hatte, strich mit dem Schallkopf über Quinns Haut. Sofort erklang das schnelle Rauschen des Babyherzschlags, und Lewis lächelte.

»Sie möchten das Geschlecht des Babys nicht wissen, stimmt's?«, fragte Jeanette, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden.

Quinn zögerte. Sie hatte ihrer Ärztin tatsächlich gesagt, dass sie es nicht wissen wollte, allerdings eher aus Rücksicht auf Lewis. Eigentlich hätte sie es ganz hilfreich gefunden, vorher zu wissen, ob sie einen Jungen oder ein Mädchen erwartete, denn dann hätte sie alles vorbereiten können, bevor das Baby kam. Aber als Lewis ihr erklärte, wie aufregend die Überraschung im Kreißsaal für ihn sein würde, hatte sie nachgegeben.

Nicht etwa aus Schwäche, sondern aus Großzügigkeit. Letztere betrachtete Quinn als eine ihrer besten Eigenschaften. Es bedurfte einiger Willenskraft, davon war sie überzeugt, die eigenen Bedürfnisse zugunsten ihrer Lieben zurückzustellen.

Ihre Mutter, die hiervon oft und bereitwillig profitierte, bezeichnete Quinn gern als »gefallsüchtig«. Quinn war klar, dass das weder als Beleidigung noch als Kompliment gedacht war, eher als die Feststellung eines bedauerlichen Makels, wie eine Hornhautverkrümmung oder eine Laktose-Intoleranz.

Quinn sah zu ihrem Mann und fragte sich, ob er es sich vielleicht doch anders überlegt hatte.

»Wir wollen uns überraschen lassen«, sagte Lewis zu Jeanette.

»Kann man denn schon jetzt was erkennen?«, fragte Quinn.

Jeanette grinste. »Aber, liebe Mama, fragt man so etwas, wenn man es nicht wissen will?«

Recht hat sie, dachte Quinn, und erwiderte das Lächeln. Nicht zu fassen, dass ihre Neugier beinahe gesiegt hätte.

Jeanette arbeitete weiter, schob den Schallkopf über Quinns Bauch, stoppte hier und

da und drückte ihn fester auf.

»Ist das die Hand?«, fragte Lewis. »Ich glaube, ich hab eine Hand gesehen.«

Jeanettes Miene verfinsterte sich. »Moment bitte«, murmelte sie, strich noch einmal über die Stelle, blickte konzentriert auf den Monitor und fror das Bild ein. Quinn glaubte, sie nach Luft schnappen zu hören. Oder war das nur ihre Einbildung?

»Was ist?«, fragte Quinn. »Stimmt irgendwas nicht?«

Jeanette bewegte den Schallkopf wieder und machte noch eine Aufnahme. Dann legte sie das Gerät beiseite und drückte Quinns Unterarm.

»Ich bin in einer Minute wieder da«, sagte sie, verließ das Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Quinn stützte sich auf die Ellbogen auf. »Was war das denn? Was ist los?«

»Weiß ich nicht«, antwortete ihr Mann.

Das Zimmer war zu dunkel, als dass sie seine Gesichtsfarbe erkennen hätte können, aber sie spürte auch so, dass er bleich geworden war.

»Ich dreh gleich durch«, sagte sie.

»Ganz ruhig. Das hat bestimmt gar nichts zu bedeuten.«

»Für ›gar nichts‹ ist sie mir aber ein bisschen zu schnell rausgerannt.«

Lewis hob ihre Hand an seine Lippen und küsste sie. »Machen wir uns nicht verrückt. Warten wir, bis sie wiederkommt.«

»Deine Hand ist kalt.«

Er rieb seine Hände, um sie zu wärmen, und griff wieder nach Quinns. »So besser?«

»Ich muss mal.«

Bis Jeanette mit einem schwarzhaarigen Mann in einem weißen Kittel zurückkam, waren Quinns Achselhöhlen feucht, obwohl ihre Hände und Füße eisiger waren als Lewis' Hand vorhin.

»Ist alles okay?«, fragte Quinn. »Wo ist Dr. Bernard?«

»Sie wird gleich hier sein. Ich bin Dr. Peng.«

»Sind Sie Gynäkologe?«, fragte Lewis.

Dr. Peng setzte sich vor den Monitor. »Radiologe.« Jeanette beugte sich über ihn und tippte auf der Tastatur herum. Der Doktor sah auf den Bildschirm und nahm den Schallkopf auf. Jeanette gab noch mehr warmes Gel auf Quinns Bauch, und nun begann Dr. Peng, mit dem Messgerät darüberzufahren. Die Röntgenassistentin stand hinter ihm, eine Hand vor dem Mund, und beobachtete den Monitor.

»Da«, sagte sie leise.

»Ja, ich seh schon.« Der Arzt drückte den Schallkopf fester und fester auf Quinns Bauch. Sie fühlte, wie ihr Schweiß von der Achselhöhle aus über den Rücken rann, und schluckte, weil sie einen Kloß im Hals hatte.

Was stimmt nicht? Die Frage laut auszusprechen, wagte Quinn nicht. Sie hätte es nicht ertragen, die Worte zu hören. Schließlich war es Lewis, der sie stellte, doch der Arzt wich ihm aus.

»Warten wir, bis Dr. Bernard hier ist«, sagte er. »Wir unterhalten uns nach der

Punktion in meinem Sprechzimmer.«

»Bitte, sagen Sie es uns jetzt«, flehte Lewis.

Quinn wusste, dass schlechte Nachrichten grundsätzlich über einen Schreibtisch hinweg verkündet wurden, nicht in einem Untersuchungszimmer, wo die Patientin halb entkleidet flach auf dem Rücken lag. Trotzdem schien der Arzt zu überlegen, ob die Situation einen Regelbruch rechtfertigte. Quinn hielt den Atem an.

Nach einer Weile seufzte der Arzt. »Wir glauben, dass es ein Problem gibt. Wie es aussieht, hat sich der Schädel des Fötus nicht richtig zusammengesetzt. Der Ultraschall zeigt eine Anomalie an ihrer Stirn.« Er fuhr mit einem Finger von seiner Nasenwurzel aufwärts, als wollte er die genaue Stelle zeigen. Dann drehte er den Monitor zu Quinn und Lewis, zog einen Laserpointer aus der Tasche und wies damit auf einen verschwommenen Fleck auf dem Bildschirm. »In diesem Entwicklungsstadium ist es schwer zu sagen, aber anscheinend dehnt sich ein Teil des Gehirns oder der Hirnhaut unter der Öffnung und verhindert, dass die Schädelknochen zusammenwachsen. Wir nennen das eine Enzephalozele.«

Quinns Finger und Zehen wurden taub. »Wie bitte?«

»Stellen Sie es sich wie einen Riss in ihrem Schädel vor«, sagte der Arzt. »Wir können sehen, dass sich etwas darunter wölbt, doch es lässt sich anhand des Ultraschalls allein nicht bestimmen, ob es sich um Hirnmasse oder Hirnhaut und Gehirn-Rückenmarks-Flüssigkeit handelt. Wir müssten weitere Tests durchführen. Sie erhalten einen Termin für ein ausführlicheres Sonogramm.«

»Und was dann?«, fragte Lewis. »Wird das Baby gesund sein?«

Lewis' Stimme klang weit entfernt, und Quinn bemerkte, dass der ganze Raum um sie herum schrumpfte, als würde sie durch das falsche Ende eines Teleskops blicken. Sie kniff die Augen zusammen. Das darf nicht wahr sein.

»Zum gegenwärtigen Zeitpunkt«, sagte der Arzt, als sie die Augen wieder öffnete, »ist es unmöglich, eine verlässliche Prognose zu treffen.«

»Aber das lässt sich behandeln, oder?«, fragte Lewis.

Der Arzt benetzte die Lippen. Er wirkte verunsichert und sehr ernst. Quinn sah ihm an, dass er angestrengt nachdachte, wie er seine Antwort formulieren sollte. Könnte er jetzt verschwinden, einfach durch ein Portal in ein anderes Leben schlüpfen, würde er es gewiss tun. »Manchmal. Ich will ehrlich zu Ihnen sein. Das ist eine sehr ernste Sache, obwohl eine Enzephalozele im frontalen Bereich, wie bei Ihrem Baby, besser behandelbar ist als eine im hinteren Schädelbereich.«

»Wie behandelbar?«, fragte Lewis. »Mit einer Operation?«

Dr. Peng nickte. »In manchen Fällen kann kurz nach der Geburt, in anderen mehrere Jahre später operiert werden, abhängig von den jeweiligen Umständen. Der beschädigte Bereich wird chirurgisch korrigiert und die Öffnung verschlossen.«

»Was ist mit Hirnschäden?«

»Ich verstehe, dass Sie eine Menge Fragen haben«, sagte Dr. Peng. »Trotzdem warten wir lieber, bis Dr. Bernard hier ist, ehe wir alles Weitere besprechen.« Er wandte sich an

Quinn. »Möchten Sie sich hinsetzen, solange wir warten?«

Sie bejahte stumm, und Jeanette legte ein Handtuch über ihren Bauch, während Lewis ihr half, sich aufzurichten.

»Es könnte ein Irrtum sein, nicht wahr?«, sagte Quinn. »Ich meine, Sie könnten Schatten oder so etwas gesehen haben. Davon habe ich schon gehört, dass das beim Ultraschall vorkommt.« In der Hoffnung auf ein mitfühlendes Nicken sah sie zu Jeanette. Aber die senkte den Blick, und da wusste Quinn Bescheid.